

reformatorischen Luthertums zwischen Augsburger Religionsfrieden und Französischer Revolution untergliedern läßt und wie die drei in den Überblicksdarstellungen üblicherweise nacheinander abgehandelten Komplexe von Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung zeitlich und sachlich miteinander in Zusammenhang stehen. Dabei auf einzelne Personen und Ereignisse zu rekurrieren und in ihnen Wendepunkte oder Übergangsphänomene einer Entwicklung zu sehen, ist durchaus legitim, hat aber bislang nicht zu konsensfähigen Ergebnissen geführt. Das frühneuzeitliche Luthertum ist zu komplex und die zeitliche Überlappung und inhaltliche Verquickung von Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung zu eng, als dass man in sich geschlossene Komplexe und Teilperiode innerhalb des nachreformatorischen Luthertums sauber voneinander scheiden könnte. Aber auch wenn der zu besprechende Band seinen Ansatz nicht ausreichend plausibel durchführen kann, bereichert er gerade durch den um dieses Ansatzes willen betriebenen Aufwand an historischer Detailforschung unsere Kenntnis des orthodoxen Luthertums am Ende des 17. Jahrhunderts und der Frühzeit von Pietismus und Aufklärung. Und vor allem bietet er ein verlässliches, differenziertes und forschungsgeschichtlich reflektiertes Bild eines Theologen, an dem man Eigenart und Grenze des orthodoxen Luthertums beispielhaft kennenlernen kann.

*Andreas Stegmann*

*Johannes von Müller, Johann Georg Müller: Briefwechsel und Familienbriefe 1766 – 1789, hg. v. André Weibel. 6 Bde., Göttingen: Wallstein 2009/2011, 3.326 S., ISBN 978-3-8353-0453-6 (Bd. 1–3) und 978-3-8353-0487-1 (Bd. 4–6).*

Zweihundert Jahre nach dem Tod von Johannes von Müller (1752–1809) und zweihundertfünfzig Jahre nach der Geburt seines Bruders Johann Georg Müller (1759–1819) legte der Wallstein Verlag die erste Lieferung einer Briefausgabe vor, die sich zunächst auf drei unkommentierte Textbände beschränkte, im Jubiläumsjahr 2009 aber weitreichende Beachtung erfuhr (Heike Schmall: „Ein hypochondrischer Newton der Geschichte“, in: FAZ, 7. September 2009, S. 9; Thomas Maisen: „Der Kündler der Schweizer Nation“, in: NZZ, 28. Mai 2009, S. 42). Zwei Jahre später komplettieren die beiden Kommentarbände und ein Abschlußband mit monographischem „Nachwort“ (Bd. 6, S. 5–414), editorischem Bericht und Register die zweifelsohne wichtigste Einzelveröffentlichung zu den Müller-

Brüdern seit den Arbeiten von Eduard Haug (1856–1932). Der spätere Rektor der Kantonschule Schaffhausen hatte 1893 als junger Lehrer den „Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller 1789–1809“ in zwei Teilen publiziert. Die nun vorgelegte Briefausgabe schließt an den zeitlichen Rahmen von Haug an und ergänzt die Materialien bis 1789. Zugleich erweitert die Edition den dokumentierten Personenkreis auf die „nächsten Verwandten und Angehörigen“ (Bd. 6, S. 433). Im wesentlichen handelt es sich dabei um die Eltern (Johann Georg sen. und Anna Maria) sowie die Schwester (Magdalena Elisabeth). In den späten Jahren tauchen punktuell auch Johann Georgs Ehefrau (Maria Katharina) und Johannes' Bediensteter Andreas Bellois auf.

Die 643 chronologisch angeordneten, mustergültig edierten und mit größter Sach- und Literaturkenntnis kommentierten Briefe sind nicht nur lebens- und werkgeschichtlich höchst aufschlußreich. Theologie-, frömmigkeits- und wissenschaftsgeschichtlich dokumentieren sie die Entwicklungslinien zweier Männer, die vom Pfarr- und Elternhaus in Schaffhausen ausgehen, mit gut zehn Jahren Abstand für das Theologiestudium nach Göttingen führen und in ganz unterschiedliche geographische und berufliche Wirkungskreise münden. Während Johannes als Historiker, Bibliothekar, Diplomat und Politiker auch in gefühlter Distanz zu Schaffhausen Karriere machte, kehrte der jüngere Bruder in die Heimatstadt zurück. Nähe und Distanz zwischen den Brüdern ist ein Grundthema der Briefe, aber auch die Nähe und Distanz zu Schaffhausen durchzieht die Dokumente. Denn so vielfältig die Abfassungsorte der Briefe sind: Schaffhausen markiert den Knotenpunkt der Korrespondenz. Die Briefe Johannes' richten sich zunächst an die Eltern, dann an den Bruder in Schaffhausen. Die Briefe der Eltern antworten fast ausschließlich aus Schaffhausen. Und die Briefe Johann Georgs stammen entweder aus Schaffhausen oder sind während der Zürcher (1779), Göttinger (1780f.) und Weimarer Zeit (1781f.) für die Eltern in Schaffhausen bestimmt. Der Anteil einer direkten Korrespondenz zwischen den Brüdern außerhalb der Heimatstadt ist ebenso klein wie die zeitliche Überschneidung der auswärtigen Aufenthalte.

In einer seltenen Intensität eröffnen die Briefe Einsichten in die familiären Ängste und finanziellen Belastungen, die sich mit dem theologischen Studium verbanden. Für Johannes stellte sich diese Situation anders dar als später für Johann Georg. Die zwei Göttinger Jahre des älteren Bruders (1769–1771) fanden zu Lebzeiten des Vaters statt, der die akademische Ausbildung akribisch vorbereitete (bis



hin zu einer von Weibel rekonstruierten Handbibliothek, Bd. 6, S. 93, Anm. 12), fiskalisch überwachte und studienpraktisch begleitete. Entsprechend detailliert hatte Johannes aus Göttingen zu berichten; seine Eindrücke des Studienbetriebs (u. a. bei Michaelis, Miller und Walch) bilden universitäts- und wissenschaftsgeschichtlich eine der faszinierendsten Fundgruben des Briefwechsels. Detailliert berichtet er über sein diszipliniertes Studienleben, wobei das „Nachwort“ im Lichte des außerfamiliären Briefwechsels andeutet, welche Segmente des persönlichen Lebens die Eltern erreichten und welche den engsten Freunden (Bd. 6, S. 105f., 116–120) vorbehalten blieben. Die Kommentarbände und das „Nachwort“ ergänzen quellennah und wertungsfrei jenes Ideal einer gleichgeschlechtlichen Liebe, das Johannes in Entsagungen, Enttäuschungen und Freundschaften sein Leben lang begleitete. Zugleich dokumentiert der familiäre Briefwechsel die theologischen Balanceakte, die Johannes vollzog, indem er bei Michaelis studierte (den der Vater für einen geistlosen Spötter hielt), bei einem Schuhmacher namens Böhme wohnte (hinter dem der Vater reflexartig einen „mystische[n] Phantas[ten]“ vermutete, Bd. 1, S. 24) und eines Übertritts zu den Herrnhutern verdächtigt wurde, bevor er sich zu einer biblischen Christologie bekannte, die ausdrücklich eine „Wundentheologie, von dem Lämmlein“ ablehnte (Bd. 1, S. 236). Wie erfolgreich sich Johannes schon bald zwischen den väterlichen Sorgen und eigenen Interessen zu bewegen wußte, vermögen seine Einschätzungen von Semler zu illustrieren. In einer sehr frühen Reaktion auf dessen „Abhandlung von freyer Untersuchung des Canons“ stellte Johannes fest: „Die Zeit des Abfalls und der grossen Verläugnng, die Stunde der Prüfung ist nahe.“ (Bd. 1, S. 270) und konstatierte „So will man uns izt unsre Bibel rauben und der offenbarste Naturalismus soll in den protestantischen Kirchen herrschend werden.“ (Bd. 1, S. 271) Nach der positionellen Zustimmung des Vaters (Bd. 1, S. 277) folgte aber umgehend der Wunsch des Sohnes, eine Reise nach Halle und Leipzig zu unternehmen und Semler persönlich kennenzulernen (Bd. 1, S. 282), auch um die eigene Karriere zu befördern. Die Erwartungen an die berufliche Zukunft divergierten erheblich: Die Interessen des Sohnes galten schon früh der Kirchengeschichte, und der Vater bestärkte ihn in der Hoffnung, ein zweiter Mosheim, ein „alter Moshemius“ (Bd. 1, S. 61), zu werden. Die akademische Karriere eines Kirchenhistorikers zog der Sohn einer exegetischen oder literarisch freischaffenden (Bd. 1, S. 87), aber auch der schul- (Bd. 1, S. 101 „beim Schulstaube, der

mir so gar ungesund ist“) oder kirchenamtlichen vor. Je mehr zuerst die Mutter und dann die Eltern darauf drangen, Predigtfortschritte ausgewiesen zu sehen, desto mehr distanzierte sich Johannes von deren akademischer Relevanz (Bd. 1, S. 172). Die Hochachtung vor Mosheim verband aber nicht nur Vater und Sohn miteinander, sie ist auch eines der genetischen Bindeglieder zwischen der intendierten kirchenhistorischen und später realisierten patriotischen (vgl. für April 1774: Bd. 1, S. 347) sowie universalhistorischen Geschichtsschreibung. Schon in Göttingen konnte der Student konstatieren: „ich thue so viel ich kan um meinem Vaterlande das zu werden, was ein Mosheim für das protestantische Eüropa war“ (Bd. 1, S. 173). Der Wechsel von Deutschland in die Schweiz und von den elterlichen Berufsplänen zu eigenen publizistischen Projekten vollzieht sich im Briefwechsel quellenbedingt unauffällig. Eine um so größere Leistung des Herausgebers Weibel ist es, in seinem „Nachwort“ eingehend die enge Verbindung von Heils- und Universalgeschichte in den Werken beider Brüder aufgezeigt zu haben. Eine Sequenz von Unterkapiteln („Die letzten Zeiten“ I–III) arbeitet detailliert die konkreten endzeitlichen Erwartungen der Brüder in ihren Bezügen auf reale politische Ereignisse und in ihren Eigenständigkeiten gegenüber dem Pietismus, u. a. Bengelscher Provenienz, heraus.

Die zeitlichen Abgrenzungen zwischen den Briefbänden werden nicht eigens erklärt. Schlüssig ist, daß der zweite Band mit Johann Georgs Verlassen des Elternhauses und dem Wechsel nach Zürich (März 1779) einsetzt. Mit dieser Aufteilung rückten die beiden ersten Bände vergleichbare Einschnitte in den Entwicklungsgeschichten der Müller-Brüder eindrucklich in den Vordergrund. Zu den charakteristischen Unterschieden trägt der Tod des Vaters im Februar 1779 bei, der am Ende des ersten Bandes geschildert wird. In einer holzschnittartigen Verkürzung steht der Eröffnungsband unter dem Zeichen des Vaters, die beiden Folgebände unter dem der Mutter. Inhaltlich etwas asymmetrisch ist, daß der dritte Band mit dem letzten Brief der Mutter Ende 1789 schließt und nicht – wie der erste Band – mit den brieflichen Reflexen auf den Verlust des Elternteils; der zeitliche Rahmen hätte nur um wenige Monate ausgeweitet werden müssen. In seiner Korrespondenz mit der Mutter wählte der jüngere Bruder von Anfang an eine eigene Strategie: Immer wieder machte er die Mutter zur Vertrauten und erbat ihr Stillschweigen in Schaffhausen. Daß Mißtrauen gegen das kleinstädtische Umfeld verband die Brüder miteinander, doch waren die Gründe unterschiedlich. Der



Briefwechsel von Johann Georg mit seinem Bruder dokumentiert eine biblische Grundorientierung, antiakademische Ressentiments und ein schwärmerisches Selbstverständnis (Bd. 1, S. 486), die auf ihre Weise konsequent in das Zürcher Umfeld von Lavater, Pfenninger und Häfeli führten (Bd. 1, S. 456: „Theologie? [...] weg da mit dem Plunder! Ich habe die Bibel! mehr brauch ich nicht!“). Zugleich eröffnen die Briefe instruktive Hinweise auf die ersten literarischen Begegnungen mit Herder für das Jahr 1777 (Bd. 2, S. 232) und noch vor den Wechsel nach Göttingen zu datierende Pläne, Herder in Weimar zu besuchen (Bd. 2, S. 235). Die Widerstände gegen das Vorhaben der Mutter, den jüngeren Sohn von Göttingen aus nach Tübingen zu schicken (Bd. 2, S. 340 „was soll ich nun in Tübingen thun? Nichts als gähnen!“), richteten sich gegen die in Schaffhausen anzutreffende Einschätzung Herders als eines „Phantasten und Schwärmer[s]“ (Bd. 2, S. 339) und galten sehr konkret einem längeren Studienaufenthalt. Johann Georgs Briefe aus Weimar ergänzen die bekannten Tagebuchschilderungen (Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780–82), hg. v. Jakob Baechtold, Berlin 1881) und enthalten einen weithin apogetischen Subtext. Im Verhältnis zum Bruder mag die Zeit in Weimar einen Wendepunkt markieren. Zum ersten Mal war es Johann Georg, der den aus Kassel anreisenden Johannes in eine prominente literarische und gelehrte Gesellschaft einführte. Nicht nur Johann Georg vollzog eine sich im Briefwechsel intellektuell niederschlagende Annäherung an Herder, auch Johannes intensivierte seine biblischen Studien (Bd. 3, S. 211) und Reflexionen auf geschichtliche oder natürliche Offenbarungen. Die Redaktionen der ersten literarischen Arbeiten des jüngeren durch den älteren Bruder fallen deswegen nicht weniger schulmeisterlich aus. Sie tragen aber zur bewußten Annahme des Bruders als Freund bei (u. a. Bd. 3, S. 19, 60, 85) und münden in die große Hoffnung: „Gebe Gott, es werde das liebste unseres Ruhms, daß wir vor aller Welt als einer des andern würdige Brüder erscheinen!“ (Bd. 3, S. 86).

Weibels „Nachwort“ gehört zu dem besten, was über die Müller-Brüder bislang geschrieben wurde. In einer sorgsam konzipierten Konzeption nimmt es seinen Ausgangspunkt bei der frühen Müller-Memoria des 19. Jahrhunderts, integriert in einem narrativen Duktus intensive genealogische Studien zur Familie und detaillierte prosopographische Angaben in eine subtile Kollektiv- und sensibel entfaltete Doppelbiographie, die mit großer synthetischer Kraft die individuellen Züge und Leistungen der Protagonisten mit den Hauptentwicklungen

gen der Zeitalters in Beziehung setzt. Nicht nur als Zugang zur Briefausgabe, auch für eine erste Annäherung an die beiden Brüder ist das „Nachwort“ eigens zu empfehlen. Die „Erläuterungen“ der Bände 4 und 5 sind nicht weniger akribisch erarbeitet und „verstehen sich [...] als biographisch-historische[n ...] Kommentar“ (Bd. 6, S. 437), womit der Schwerpunkt auf Personen und Realien liegt. Zudem werden die altsprachlichen Zitate und die in hebräischen oder griechischen Buchstaben codierten Nachrichten, die für die Mutter unverständlich bleiben sollten (ein besonders originelles Beispiel bietet Bd. 3, S. 467), übersetzt bzw. transliteriert. Lateinische Briefe werden in den Textbänden zunächst im Original und dann in modernen, sehr flüssigen Übertragungen geboten. Theologische Leser mögen in intertextueller Hinsicht manche biblische Allusion ergänzen und einzelne hebräische Transkriptionen und Vokalisierungskorrekturen, die im Haupttext und Kommentarteil bisweilen Inkonsistenzen aufweisen (vgl. u. a. Bd. 1, S. 265 mit Bd. 4, S. 144 oder die Übertragung in Bd. 1, S. 265, mit Kaf statt Bet). Auch ist nicht jeder als unbekannt vorauszusetzende Personenname in den Erläuterungen aufgelöst, weshalb man neben den Kommentarbänden das um biographische Daten (sowie einzelne Ortsnamen) angereicherte Personenregister (vgl. dazu Bd. 6, S. 437) während der Lektüre zur Hand nehmen sollte. Etwas bedauerlich ist, daß der Abschlußband die chronologische Anordnung der Briefe lediglich in tabellarischer Form wiederholt, nicht aber nach Personen angeordnete Komplexe bildet. In diese hätten auch Kurzhinweise auf die nur in den „Erläuterungen“ erwähnten, meist indirekt erschlossenen Verluste von Bezugs- oder Antwortbriefen eingehen können. So ist es für den Leser mitunter etwas beschwerlich, im editierten Briefkorpus nach inhaltlichen Querverbindungen oder in den „Erläuterungen“ nach Hinweisen auf mögliche Lücke in der Korrespondenz zu suchen. Zudem vermißt man bei manchen Briefen Johann Georgs Hinweise auf die Teildrucke, die Eduard Haug nicht in seine Edition, wohl aber die beiden einschlägigen Studien eingerückt hatte (Joh. Georg Müller als Lavaterschüler in Zürich, Schaffhausen 1894 [Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1893/94] und Joh. Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder, Schaffhausen 1897 [Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1896/97]).

Was der Herausgeber geleistet hat, ist deshalb nicht weniger enorm und in seiner Gänze erst nun, nach der zweiten Lieferung, vollends erkennbar. Er hat ein schlüssiges heuristisches



Kriterium für eine sinnvolle Auswahl aus der überwältigenden Fülle der in Schaffhausen erhaltenen Müller-Briefe entwickelt, die Texte in ein gut lesbares Format überführt und in einem textkritischen Apparat die Streichungen, Korrekturen und Marginalien der Handschriften dokumentiert. Überhaupt bietet die Edition keineswegs nur Familienbriefe. In die „Erläuterungen“ und das „Nachwort“ gehen zahlreiche weitere Korrespondenzen und archivalisch erschlossene Materialien auszugsweise oder vollumfänglich mit ein. Insgesamt aber hat Weibel eine inhaltliche Erschließung der Briefe und Hauptwerke (darunter auch im „Nachwort“ der bislang vernachlässigten geschichtstheologischen Kompilation von Johann Georg, der „Philosophische[n] Aufsätze“ von 1789, der auch die titelgebende Formulierung der „Eiszone des Gehirns“ entnommen ist) in einer Intensität befördert, die für die Müller-Brüder bisher nicht erreicht wurde. Die mit 98 Abbildungen angereicherten Bände vollziehen den verlegerischen Spagat, mit einem bemerkenswert niedrigen Ladenpreis nicht nur ein Fachpublikum, sondern auch ein weites, kulturgeschichtlich orientiertes Publikum ansprechen zu wollen. Allein für wissenschaftshistorisch interessierte Theologen stellt die neuerliche Edition eine materiale Fundgrube dar, die ihren festen Platz in Hand- und Studienbibliotheken finden sollte.

Göttingen

Martin Kessler

Heiko A. Oberman: *John Calvin and the Reformation of the Refugees*. Introduction by Peter A. Dykema, Genf: Librairie Droz 2009 (Travaux d'Humanisme et Renaissance 464), 226 S., ISBN 978-2-600-00687-3.

Wie kein zweiter Reformationshistoriker seiner Generation hat Heiko A. Oberman (1930–2001) die Verwurzelung der lutherischen Reformation in spätmittelalterlichen Reformbewegungen herausgearbeitet. Nach dem Wechsel von Tübingen nach Tucson/Arizona im Jahr 1984 wandte er sich verstärkt der Erforschung der Reformation in Frankreich und insbesondere der Gedankenwelt Calvins zu. Der vorliegende Band bietet den Ertrag dieser Forschungen in Gestalt von acht Kapiteln. Es kommen Aufsätze zum Abdruck, die in den Jahren 1991 bis 2003 an verschiedenen Orten in unterschiedlichen Sprachen publiziert worden sind. O.s. mehrfach herausgestelltes Anliegen war es, das reformatorische Programm und das theologische Profil Calvins nicht einfach beschränkt dogmen- und theologiegeschichtlich zu erklären. Polemisch betonte er den Schaden, der dadurch verursacht worden sei, dass die Erforschung Calvins

in die Hände seiner Freunde gefallen und dadurch die historische Kontextualisierung vernachlässigt worden sei. Dagegen suchte O., eine „social history of ideas“ zu schreiben. Damit meinte er – wie der Herausgeber formuliert – „a conscious effort to locate emerging ideas in their social, psychological, cultural and political contexts; to identify how ideas transform into programs; and to measure the impact of these programs in the same social, psychological, cultural and political arenas: in short, conditions – program – impact“ (S.16). Die Aufsätze des Bandes illustrieren diese Zielsetzung in unterschiedlich prägnanter Weise.

Im ersten Kapitel „*Via Calvini: Unlocking the Enigma of John Calvin's Impact*“ (S. 21–49) sucht O. die Gründe für die enorme Wirkung Calvins zu erläutern. Ein wesentlicher Grund sei Calvins pointiertes Interesse an Kirchengründung und Ethik gewesen. Unter Bezug auf die Forschungen Max Webers, Norbert Elias', Gerhard Oestreichs und Heinz Schillings betont O. das Ineinander von Sozialdisziplinierung als Medium der Territorialstaatsbildung und verstärkter Selbstdisziplinierung, die schon in spätmittelalterlichen Reformbewegungen greifbar werde. Die Reformation insgesamt habe eine Übertragung monastischer Lebensgestaltung auf das Alltagsleben außerhalb der Klöster forciert und Calvin habe hier besonders konsequent agiert. Ein wesentlicher Grund dafür liegt in der Situation der Flüchtlingsgemeinden, die O. als entscheidenden Kontext der Reformation Calvins herausstellt. Zu Recht wird Calvins Wirken in Genf als in eminentem Maße auf die Situation in der französischen Heimat bezogen gedeutet. Es galt, in Genf nicht nur modellhaft ein biblisch-reformatorisches Christentum zu verwirklichen, um die Erfolgchancen des gefährdeten französischen Protestantismus zu erhöhen. Darüber hinaus erforderte die Situation der Flüchtlingsgemeinden auch ein erheblich höheres Maß an Selbstorganisation. Ebenfalls als durch die Flüchtlingssituation bestimmt, deutet O. die zentrale Stellung der Prädestinationslehre in Calvins Reformation. Sie habe aber eher zu einer Begrenzung seiner Wirkung – insbesondere im Bereich der städtischen Reformation – beigetragen. Der Kontext der Verfolgung als wesentlicher Hintergrund der herausgehobenen Bedeutung der Prädestinationslehre sei durch die Konzentration der Forschung auf die diesbezüglichen Passagen der „*Institutio Christianae Religionis*“ aus dem Blick geraten. Im Übrigen habe sich die Vorbildfunktion der Genfer Kirche für den französischen Protestantismus auch dergestalt ausgewirkt, dass Calvin streng auf die Wahrung der Lehreinheit